

# SCHWEIZ

»Ich kann doch nicht in die Ferien fahren, und einer ist tot wegen mir. Ich schulde dem doch was«



Jeden zweiten Tag stirbt in der Schweiz jemand bei einem Verkehrsunfall. Was bedeutet es, einen Menschen auf dem Gewissen zu haben?  
Ein Lastwagenfahrer erzählt VON BARBARA ACHERMANN

ANZEIGE

**Wir verwalten Lauras Vermögen aus 43'268 gekochten Menüs.**

Die Chefköchin arbeitet hart für ihr Kapital. Wir auch.  
[migrosbank.ch/vermoegen](https://migrosbank.ch/vermoegen)

**MIGROSBANK**  
Rechnen Sie mit uns.

**T**homas Hediger\* hatte 37 Jahre lang Glück im Leben, und bis vor zehn Monaten war er der Ansicht, dass dieses Glück ihm nicht zugefallen ist, sondern dass er es sich verdient hat. »Von nichts kommt nichts«, sagt er. Als Jugendlicher hat er mal ein Velo geklaut. Auf dem Heimweg ist ihm ein Rad abgefallen, und das erschien Thomas Hediger eigentlich nur logisch. Fortan war er wieder anständig.

Heute plagt ihn eine Frage: Womit habe ich das verdient?

An einem frühen Morgen im vergangenen November fuhr er einen Mann tot. Einen Mann in seinem Alter. Seither läuft sein Leben weiter wie gewohnt, und doch ist nichts mehr wie zuvor.

Thomas Hediger öffnet die Beifahrertür seines Wagens. »Geht es mit dem Sitz?« Er ist ein höflicher Mann, sagt oft Danke, hört zu, gefällt sich in der Rolle des Helfers. Vor allem aber ist Hediger ein Macher. Er hat sich hochgearbeitet, vom Arbeiter zum Unternehmer, besitzt ein paar Lastwagen und beschäftigt ein paar Angestellte. Die Firma läuft gut, selbst in der Corona-Krise. Als müsse er sich dafür entschuldigen, schaut er zu Boden, als er sagt: »Ich reite seit einigen Jahren auf einer Erfolgswelle.« Er trägt Markenjeans und eine teure Uhr und besitzt einen Porsche, mit dem er heute zum Unfallort fahren will.

Der Luxus ist ein Überbleibsel aus seinem Leben davor, vor dem Unglück.

Hediger liebte es, den Zündschlüssel zu drehen, das Knacken eines warmen Motors, das Unterwegssein an einem Sommertag mit geöffneten Fenstern. An diesem Mittwochmittag hingegen lässt er die Scheiben oben. »Ich verdiene es nicht, den Wind auf der Haut zu spüren.« Jede Art von Genuss weckt in ihm ein schlechtes Gewissen. »Ich kann doch nicht in die Ferien fahren, und einer ist tot wegen mir. Ich schulde dem doch was.«

Vor dem Fenster zieht das Mittelland vorbei, Industriebauten und Riegelhäuser, unterbrochen durch kurze Waldstücke. Hediger hält das Steuer, als wäre es ein Teil von ihm. Er ist ein routinierter Chauffeur, fährt tief-fourig und vorausschauend, damit er möglichst wenig Benzin verbraucht. »Ich bin diese Strecke früher rund zweimal die Woche mit dem Lastwagen gefahren, ich kenne die in- und auswendig.«

Er sei etwas nervös, sagt er. »nicht schlimm, aber mein Puls geht rauf«. Man hört es an seiner Stimme, er spricht laut und gepresst, als er am Friedhof vorbeifährt: »Da rechts hinten liegt René.« Er nennt den Mann, den er zu Tode gefahren hat, bei seinem Vornamen. Obwohl er ihn nicht gekannt habe, fühle er sich ihm nahe. Zweimal war er an seinem Grab, legte Blumen nieder, sprach mit ihm. Heute will er nicht anhalten.

Die Straße steigt leicht an und führt in ein Dorf auf einem Hügel, Bauernhäuser links und rechts, Hortensien und darüber ein blauer Himmel. »Jetzt müssen Sie sich vorstellen, es ist stockdunkel, morgens um zehn vor sechs, ich komme mit meinem Laster aus dem Dorf raus und beschleunige ein wenig, so wie jetzt.« Ein offenes Feld, eine gerade Landstraße. »Peng! Genau hier hat es hat einen Chlapf gegeben. Gesehen habe ich nichts. Rein gar nichts.«

Hediger hielt seinen Lastwagen an, stellte den Pannenblikker ein, stieg aus und rannte zurück. »Ich dachte noch, hoffentlich ist es nur ein Reh. Dann sah ich ihn im Acker liegen.«

Die Ereignisse, die nun folgen, durchlebt Hediger seither jeden Tag. Manchmal läuft ein Film ab in seinem Kopf, manchmal erscheint ihm auch nur sekundenschnell ein Bild, wie ein verbleichenes Foto.

Er sprintete zurück zum Lastwagen, holte eine Leuchtweste, seine Jacke, deckte den Mann zu, wählte 144, wurde mehrmals weiterverbunden, »von Pontius zu Pilatus«. Dann kniete er auf dem Boden, sprach den Verletzten an und tastete sein Handgelenk ab. »Ich war unglaublich erleichtert, als ich seinen Puls spürte. Es fühlte sich an, als würde der in mich hineinfließen.«

Mehrere Minuten lang drückte Hediger seine Fingerkuppen auf die Vene. »Es war ja noch vor Sonnenaufgang und ganz still, die Luft noch nach feuchter Erde, und da drüben, auf der anderen Straßenseite, tauchte eine Kuh auf. Dann eine zweite, eine dritte, bis die ganze Herde am Zaun stand. Ich fand das eigenartig, aber auch schön. Die haben gemerkt, dass da einer in Not ist.«

Erst als ein Arzt am Unfallort eintraf, ließ Hediger den Arm los. Zwar hoffte er noch, der Patient würde überleben, »aber irgendwo tief drinnen ahnte ich, dass es nicht gut ausgehen wird.«

Die Sonne steht beinahe senkrecht am Himmel, als Hediger den Porsche neben dem Unfallort auf einem Feldweg abstellt. Es riecht nach Gras und Sommer, zwischen grünen Hügeln liegt der See, dahinter die Alpen. Normalerweise meidet er diese Straße, er ist erst zum dritten Mal wieder hier. Einmal kam er mit seiner Freundin her, einmal allein. Während er über die Wiese geht, zieht er sein Smartphone aus der Jeans tasche. Er braucht nicht lange zu suchen, um das Foto seines Lastwagens zu finden. Die Frontscheibe ist am linken unteren Rand zersplittert. »René atmete ganz ruhig, hatte die Augen geschlossen und sah aus, als würde er schlafen.«

Im Polizeibericht steht, dass der Verunfallte mit einem Elektro-Trottinett unterwegs war, ohne Licht, und dass er dunkle Kleidung trug.

Die Ambulanz kam, die Feuerwehr, die Polizei, die Spurensicherung und schließlich die Rettungsflugwacht. »Ich staunte, wie nett alle zu mir waren. Ein Polizist sagte, setzen Sie sich doch eine Weile, das könnte jetzt schwierig werden für Sie.«

Als er nichts mehr zu tun hatte, nicht mehr helfen konnte, brach Thomas Hediger zusammen. Er weine eigentlich nie, nur bei der Geburt seines Sohnes vor zweieinhalb Jahren, da habe es ihn auch geschüttelt.

Seither vergeht kein Tag, an dem Thomas Hediger nicht an René denkt, und kein Tag, an dem er sich nicht fragt, warum das passieren musste. Er glaube an »etwas Höheres, etwas, das uns lenkt und dafür sorgt, dass Dinge nicht ohne Grund geschehen.«

Er fühlt sich schuldig, obwohl er der Meinung ist, dass er an jenem Herbstmorgen keinen Fehler gemacht hat. Das Verfahren gegen ihn läuft noch, im Bericht der Staatsanwaltschaft wird Hediger Unachtsamkeit vorgeworfen. »Das hat mich getroffen.« Er habe vielleicht kurz in den Rückspiegel geschaut, aber Unachtsamkeit? Nein, das könne man ihm nicht vorwerfen.



Illustration: Karolina Freier für DIE ZEIT

»René atmete ganz ruhig, hatte die Augen geschlossen und sah aus, als würde er schlafen«, sagt der Lastwagenfahrer Thomas Hediger

1614

**Menschen**  
wurden 2020 bisher bei Verkehrsunfällen schwer verletzt. Das sind fast so viel wie im ganzen vergangenen Jahr

95

**Menschen**  
starben im ersten Halbjahr 2020 auf Schweizer Straßen. Das sind 25 Prozent mehr als 2019

80

**Prozent**  
der Schwerverletzten und 56 Prozent der Toten waren auf einem Zweirad oder zu Fuß unterwegs

Quelle: Bundesamt für Straßen

Er setzt sich zurück ans Steuer, navigiert mithilfe der Bordkamera aus dem Schotterweg heraus und lässt schließlich das offene Feld mit der schnurgeraden Landstraße hinter sich. Eine ganze Weile fährt er schweigend, dann räuspert er sich: »Bereits vor dem Unfall lief mein Motor im roten Bereich.« Er habe die vergangenen drei oder vier Jahre jedes Wochenende gearbeitet und wenig geschlafen. Man müsse eben »in die Hose«, wenn man ein eigenes Geschäft aufbaue. »Ich hatte Durchfall, war ungeduldig und gereizt.« Außer der Arbeit gab es nichts mehr, keinen Sport, keine Freunde. Selbst seine Partnerin und seinen kleinen Sohn habe er nur selten gesehen, »da war immer dieses schlechte Gewissen«. Heute arbeite er etwas weniger, aber sein Kind schlafe meist schon, wenn er heimkomme, und auch dann noch, wenn er morgens das Haus wieder verlasse.

Bevor er auf den Polizeiposten ging, rief Hediger seine Partnerin an, doch was sie geredet haben, weiß er nicht mehr. »Da war ich bereits im Tunnel.« Nachdem er einvernommen worden war, Blut und Urin für den Alkoholtest abgegeben hatte, übergab ihm der Beamte die Autoschlüssel, er dürfe jetzt gehen. Also fuhr Hediger los. »Ich habe mich selber über meine Coolness gewundert, ich sage es Ihnen ganz ehrlich. Sie müssen sich vorstellen, der Rückspiegel ist kaputt, die Frontscheibe zersprungen, aber es hat noch alles funktioniert.« Zu Hause legte er sich ins Bett und schlief sofort ein. Als er erwachte, stand sein Sohn Liam\* neben ihm. »Ich habe ihn hochgehoben und gesagt, dem Papi ist etwas Schlimmes passiert. Dann hat es mich erwischt. Ich war nur noch ein Häufchen Elend.« Hediger beschreibt einen Zustand, den Psychologen Dissoziation nennen, eine Art seelische Abspaltung, um die extrem belastende Situation zu bewältigen. »Ich bin neben mir gestanden, habe mich selber wie von außen gesehen.« Hediger ging raus, atmete die nasskalte Novemberluft ein und hielt sich mit beiden Händen an der Granitmauer in seiner Einfahrt fest.

Heute parkt er seinen Porsche dicht neben der Steinmauer, geht in die Küche seiner modernen Wohnung, kocht Espresso und setzt sich auf das Gartensofa mit Blick auf ein locker besiedeltes Tal.

Im Verlauf des Unfalls habe er aus lauter Verzweiflung nochmals die Polizei angerufen, die verband ihn mit einem Care-Team. Doch »die Dame« habe ihm auch nicht helfen können, sagt Hediger, es habe nicht »gegeigt« zwischen ihnen. Sein Körper machte auch in den kommenden Tagen Dinge, die er nicht verstand und die ihm Angst einflößten: Schweißausbrüche, Herzrasen, Weinkrämpfe.

Weshalb ist das passiert? Womit habe ich das verdient? Die Fragen kreisten in seinem Kopf.

Das Care-Team gab ihm noch einen weiteren Kontakt, ein Schulsozialarbeiter im Nachbardorf, bei dem er sich auf Anhub wohlfühlte. »Der hatte so ein Kinderzimmer, überall standen Playmobil-Figürchen rum und Sachen aus farbiger Knete.« Hediger setzte sich in einen Sitzsack und erzählte, der Sozialarbeiter hörte zu. Und er nahm ihm die Angst vor seinem eigenen Körper. »Er erklärte mir, dass diese Schübe dazu da sind, den Schock zu verarbeiten.« Statt sich gegen seine Gefühlsausbrüche zu wehren, ließ er sie fortan zu. »Wenn heute wieder so ein Schub kommt, gehe

quasi extra nach draußen, um den Blitz besser zu sehen, den Donner zu hören, den Regen zu spüren. Und es hilft wirklich.«

Nur noch einmal habe es ihn kalt erwischt, zehn Tage nach dem Unfall, Hediger trug seinen Sohn auf dem Arm und war gerade unterwegs, um Flaschen zu entsorgen, da klingelte sein Handy. Der Polizist von damals war dran, der Nette, er müsse jetzt stark sein. Hediger war schlagartig klar, dass René im Spital gestorben war.

Die Mutter des Verstorbenen schrieb ihm und auch seiner Partnerin: Ihn treffe keine Schuld, sie hegten keinen Groll. Hediger versuchte zu antworten. Er habe tagelang Sätze in seinem Kopf gewälzt, ganze Passagen mit seinem Handy aufgenommen, doch als er sie später zu Papier bringen wollte, fand er sie hohl und abgedroschen. »Ich bin eigentlich kein Drückeberger. Wenn ich etwas verbockt habe, stehe ich hin und entschuldige mich. Hier ist das anders.« Seine Freundin hat schließlich für ihn geantwortet.

Zwei Sitzungen beim Schulsozialarbeiter im Sitzsack, mehr Therapie hatte er in den vergangenen zehn Monaten nicht. Er komme jetzt alleine klar.

Hediger lässt seinen Blick über die Platten seiner großen Terrasse gleiten und bleibt an einem Piratenschiff aus Plastik hängen. »Das gehört Liam.« Manchmal ertrage er es kaum, seinen Sohn anzusehen, sagt Hediger, weil es ihn zu sehr schmerze. »Wenn ich sehe, wie dieses kleine Geschöpf eine Schachtel Lego auspackt und sich riesig freut, dann kriege ich feuchte Hände. Ich kann dann nur noch an eines denken: Dein Vater hat einen Menschen auf dem Gewissen.« Anfangs habe er es nicht mal geschafft, gemeinsam mit Liam am Esstisch zu sitzen. Mittlerweile gehe das aber – meistens. Es verändere sich etwas, nicht dass er vergesse, das nicht, aber die Ohnmacht weiche einem Gefühl von Akzeptanz.

Irgendwo in der Ferne heult kaum hörbar eine Sirene. Hediger hebt den Zeigefinger: »Hören Sie?« Das Geräusch versetze ihn sofort wieder auf den dunklen Acker, er sehe René am Boden liegen, fühle seinen Puls. Auch der Geruch von Erde oder der Anblick von Kühen ließen diese starken Erinnerungen hochkommen. »Manchmal nehme ich sie nach vorne, picke dran rum und versorge sie wieder nach hinten. Andere Male versuche ich sie.«

René begleitet ihn Tag für Tag. »Ich stehe mit ihm auf und gehe mit ihm zu Bett.« Man müsse aber wissen, dass er nicht unter den »Besuchen« leide, im Gegenteil, er finde es gut, dass dieser Mann an seiner Seite sei, und er wolle, dass das so bleibe. »Der gehört jetzt zu mir.«

\*Thomas Hediger heißt in Wirklichkeit anders. Er möchte anonym bleiben. Deshalb wurden neben allen Namen auch einige wenige Details aus seiner Biografie verändert

HINTER DER GESCHICHTE

Der Kontakt zum Lastwagenfahrer Thomas Hediger wurde unserer Autorin von der Stiftung für Unfallprävention Roadcross vermittelt. Barbara Achermann traf ihn an zwei Tagen für mehrere Stunden, reiste an den Unfallort und telefonierte mit ihm. Wenn sie selbst mit dem Auto unterwegs ist, fährt seitdem immer die Angst mit, sie könnte jemanden übersehen.

ANZEIGE



[ Formøblet træ ]



Reseda fertigt Möbel aus Holz, in ihren Werkstätten in Winterthur und Spreitenbach. Besuchen Sie uns an einem unserer vier Standorte.  
reseda.ch

POSTLEITZAHL

4716

In Welschenrohr (SO) gibt's keine Kindernahrung mehr

Bimbosan? Der Babybrei? Der kommt von hier? Das fragte ich mich jedes Mal, wenn ich auf Verwandtenbesuch im Thal war und durch das Dörfchen Welschenrohr mit seinen 1100 Einwohnern spazierte und auf einmal vor einem großen Fabrikgebäude stand.

Nun, wo das lokale Wirtschaftswunder zu Ende geht, konnte ich im *Oltner Tagblatt* noch einmal nachlesen, wie alles begann. Eine großartige Geschichte, die im Kleinen erzählt, wie die Schweiz tickt.

Als die Uhrenkrise in den 1970er-Jahren auch das Thal erfasste, gingen in Welschenrohr innert weniger Wochen mehrere Hundert Arbeitsplätze verloren. Mit seinen Fabriken »Tourist« und »Technos« war das Dorf ein Zentrum der Solothurner Uhrenindustrie. Ein umtriebiger ehemaliger Landwirt, Unternehmer und Kantonsrat namens Fredy Grimm hatte die zündende Idee: Mit gratis Bauland wollte er Firmen ins Dorf locken. Und tatsächlich, sie kamen.

Als Erste baute Bimbosan eine Fabrik im Dorf, brachte gute Steuererträge und Jobs, die besonders von Müttern geschätzt wurden, weil sie dort Teilzeit arbeiten konnten. Gern gesehen war auch, dass sich die Besitzerfamilie Hosang selbst im Dorf niederließ und die Gemeindeversammlungen besuchte. Der Patron Anton Hosang fand den örtlichen Dialekt sympathisch, wie er einmal sagte. Und seine Frau sei froh gewesen, »aus dem nebelreichen Ostermündigen über den Berg ins nebelarme Welschenrohr zu ziehen.«

Dialekt hin, Sonne her: Nach 37 Jahren ist Schluss. Die Hochdorf-Gruppe, der die Firma Bimbosan inzwischen gehört, verlagert die Produktion an ihren Hauptsitz im Luzernischen. Auch jetzt geht es um Geld: Jährlich könne man so eine Million Franken sparen, heißt es. Was mit den 20 Angestellten in Welschenrohr geschieht, ist noch offen.

JAS



Foto: Eleni Kougonis für DIE ZEIT

**Zurück aufm Brett.** Alex Pipoz, 44, hatte einen bösartigen Tumor im Fuß. »In den ersten Wochen brauchte ich viel Geduld, um mich an die Prothese zu gewöhnen«, sagt der Basler zur Fotografin Eleni Kougonis. Mit Skaten aufhören? Niemals. »Manchmal habe ich Schmerzen, aber ich habe so viel Spass, da möchte ich noch viel mehr davon haben.« [www.instagram.com/zeit](http://www.instagram.com/zeit)

## Verfluchtes Traumschloss

Der FC Schaffhausen sollte im neuen Stadion durchstarten. Nun könnte es ihn die Zukunft kosten VON MARLON RUSCH

Nachdem der Unternehmer Roland Klein im Sommer 2019 für einen symbolischen Franken den FC Schaffhausen (FCS) gekauft hatte, zweite Tableauhälfte der zweithöchsten Schweizer Spielklasse, einen maroden Verein, der jährlich eine gute halbe Million Franken verbrannte, wurde er von der Lokalpresse gefragt, wie er denn gedanke, mit dem Club zu wirtschaften. Klein antwortete demütig: »Traumschlösser werden sicher nicht gebaut.«

Man könnte nun meinen, Klein habe gut reden, denn ein Traumschloss hatte man ihm bereits hingestellt: den 60 Millionen Franken teuren Lipo-Park, eines der modernsten Fußballstadion der Schweiz.

Nur ist es leider das Traumschloss eines anderen. Für den Unternehmer Klein wird das Stadion gerade zur großen Hypothek. So groß, dass er kürzlich sagte, er würde am liebsten wieder auf der Breite spielen lassen, der alten Heimat des FCS: einem besseren Acker mit kleiner, rostiger Nordtribüne mitten im Wohngebiet. Gleichzeitig würde drei Kilometer östlich ein Fußballtempel mit Rasenheizung und 8000 Hartschalensitzen verweisen.

Um zu verstehen, wie es so weit kommen konnte, muss man zurückreisen ins Jahr 1956. Vier Jahre bevor Roland Klein geboren wurde, stand eines Tages ein neunjähriger Bub neben seiner Mutter und einem großen Koffer auf einem Perron des Schaffhauser Bahnhofes. Die beiden kamen aus Termini an der süditalienischen Amalfiküste, wo es zwar wunderbare Strände gab, aber kein fließendes Wasser, keinen Strom und keine Perspektiven.

Was folgte, war eine steile Karriere des Buben, wie sie wohl nur die Hochkonjunktur der Nachkriegszeit möglich machen konnte. Aniello Luca Giulio Orazio Fontana absolvierte eine Lehre als Maschinenschlosser beim Industriekonzern SIG, wo er in jungen Jahren den Asbest einatmete, der ihn über ein halbes Jahrhundert später, im Januar 2019, das Leben kosten sollte.

Nach der Lehre wurde er Verkäufer. Fontana verkaufte Küchen, Oldtimer, mit 38 war er alleiniger Besitzer einer Immobilienfirma, die zeitweise 200 Menschen beschäftigte. Vor allem aber war er ein Sohn der Stadt geworden. Wenige Jahre vor seinem Tod verriet er in breitem Schaffhauserdeutsch: »Meine Frau sagt mir heute manchmal im Spass, sie habe einen Italiener geheiratet und einen Bünzli-Schweizer bekommen.«

1991 wurde Fontana Präsident des FC Schaffhausen. Der Club war ein Kandidat für den Aufstieg in die Nationalliga A, aber hoch verschuldet. Fontana, der von Fußball wenig Ahnung hatte, rettete den Verein mit einer Million Franken und schickte sich dann an, ihn wie eines seiner Unternehmen zu führen. Ein gewisser Jogi Löw, heute deutscher Bundestrainer, damals Kapitän des FC Schaffhausen, sagte Jahre später zu Fontana: »Du warst der einzige Präsident, der mich je zu einer Lohnreduktion überreden konnte.«

In den 28 Jahren als Präsident investierte Fontana Dutzende Millionen Franken. Die Anfänge waren eine Achterbahnfahrt: Auf das Cupfinal

folgte der Abstieg in die erste Liga, nach dem Aufstieg in die Super League erneut ein tiefer Fall, zuletzt festigte sich der FCS in der Challenge League. Doch Fontana hatte einen Traum. Als die Schaffhauser 2004 in der höchsten Schweizer Spielklasse angekommen waren, entschloss er sich, ein Stadion zu bauen. Weggefährten warnten ihn, das Stadion sei viel zu teuer. Fontana aber, längst einer der mächtigsten Männer der Stadt, dachte in anderen Kategorien. Sein Traumschloss sollte auch in 10, 20, 50 Jahren noch glänzen, wenn der FC Schaffhausen in höhere Sphären aufgestiegen sein würde.

2017 wurde der Lipo-Park eröffnet. Auf den Jubel folgte die große Ernüchterung: Der Aufstieg wurde verpasst, oft kamen keine 1000 Menschen zu den Heimspielen. Fontana musste Wohnung um Wohnung verkaufen, um das Loch in der Vereinskasse zu stopfen, gute Spieler waren fast nicht zu finanzieren. Das Problem: Das Traumschloss ist nicht nur in der Landschaft ein Koloss. Die Miete, die der FCS der Besitzerfirma Fontana Invest II bezahlen muss, ist zehnmal höher als diejenige für das alte Breite-Stadion. Dann, nach Fontanas Tod im Jahr 2019, fand sich lange keiner, der den Verein abermals retten wollte. Es drohte gar der Entzug der Spiellizenz.

Schließlich stand Roland Klein da und übernahm das Ruder. Klein hatte in den 1980er-Jahren selbst für den FC Schaffhausen geklickt, dann wurde er Geschäftsmann und handelte mit den Fußball-TV-Rechten asiatischer Nationalmannschaften. Später sollte er in Katar mit einem fürstlichen Budget den Scheichs den Fußball vermitteln und holte Altstars wie Mario Basler, Stefan Effenberg oder Pep Guardiola an den Golf.

Und jetzt also der FCS. Klein holte Murat Yakin als Trainer mit weitreichenden Befugnissen und brachte damit den ersehnten Glamour ins Städtchen. Doch Yakin brachte seine Buddys aus Basel mit: den Hochglanz-Verleger Francesco Ciringione etwa, der für die Kamera auch mal auf zwei Lamborghinis gleichzeitig posiert (im Spagat). Oder Boris Jaeggi, den das Bundesgericht in den 1990er-Jahren wegen eines illegalen Schneeballsystems verurteilt hatte. Yakins Bruder Hakan geriet derweil in die Schlagzeilen, weil das Arbeitsamt seinen Lohn bezahlte, während er als Assistententrainer die Spieler dirigierte.

Aniello Fontanas FCS war ein bodenständiger Familienbetrieb, die eine Tochter machte Marketing, die andere das Catering, der Schwiegersohn war Geschäftsführer und Sportchef. Jetzt hat sich der Yakin-Clan im VIP-Bereich eingerichtet. Fontanas Witwe Agnes, der über die Fontana Invest II nach wie vor große Teile des Stadions gehören, wetterte im *Blick*, der Verkauf des Clubs sei ein Fehler gewesen, und drohte Roland Klein gar damit, ihn aus dem Stadion zu jagen – obwohl sie auf die Mieteinnahmen eigentlich nicht verzichten kann und damit auch das Lebenswerk ihres Manns zerstören würde.

Momentan steht der FCS an der Spitze der Challenge League. Aber ohne ligataugliches Stadion droht ihm schlimmstenfalls der Zwangsabstieg in die Niederungen des Amateurfußballs. Wenn das Aniello Fontana wüsste.

SERVUS. GRÜEZI. HALLO.

## Die Schweiz bleibt die Schweiz bleibt ...

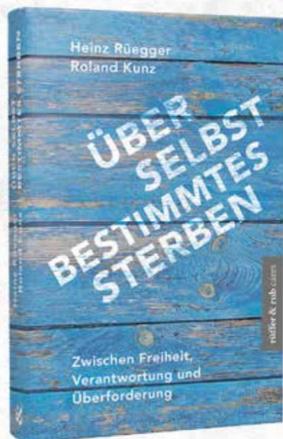
# A

Als sich Deutschland vor 30 Jahren wieder vereinigte, da interessierte das in der Schweiz nur mäßig. Klar, dem Unrechtsregime der DDR trauerte ich durch und durch bürgerlichen Land kaum jemand nach. Der Bundesrat fand denn auch freundliche Worte für den neuen großen Nachbarn: Damit sei das Symbol der europäischen Teilung beseitigt. Und die *Neue Zürcher Zeitung* kommentierte nach dem 3. Oktober 1990: »Die Deutschen haben den Tag der Einheit würdig begangen, ohne Überschwang und mit der angemessenen Dosis von Nachdenklich-

keit, wie sie das Ereignis verdiente.« Aber eigentlich waren sich hierzulande alle einig: Die Schweiz bleibt, was sie schon immer war, wie auch immer sich die Dinge in Deutschland, in Europa und in der Welt entwickeln. Wie kam das?

Darüber sprechen in der aktuellen Folge des Podcasts *Servus. Grüezi. Hallo*, die beiden ZEIT-Korrespondenten Matthias Daum aus Zürich und Florian Gasser aus Wien mit Lenz Jacobsen von ZEIT ONLINE in Berlin.

[www.zeit.de/alpenpodcast](http://www.zeit.de/alpenpodcast)



Heute stehen der Medizin praktisch in jeder Situation lebenserhaltende und -verlängernde Möglichkeiten zur Verfügung. Das bringt zwar einen Freiheitsgewinn mit sich, bürdet den Sterbenden aber eine Verantwortung für ihr Sterben auf – denn es müssen oft schwierige Entscheidungen getroffen werden: Sollen medizinischen Eingriffe gemacht werden und mit welchen Folgen ist zu rechnen? Soll die Ärzteschaft alles tun, um Leben zu verlängern, auch wenn die Lebensqualität darunter leidet? Oder bevorzugt die Patientin Palliative Care, bei der auf heilende Maßnahmen verzichtet wird und mit lindernden Maßnahmen der Sterbeprozess erleichtert werden soll? Heinz Rüegger und Roland Kunz skizzieren, welche Schwierigkeiten beim Entscheiden über Leben und Tod entstehen und machen sich Gedanken dazu, ob man Sterben lernen kann.

Heinz Rüegger, Roland Kunz | *Über selbstbestimmtes Sterben – Zwischen Freiheit, Verantwortung und Überforderung* | 208 S. | Hardcover | ISBN 978-3-906304-70-0 | Auch als E-Book erhältlich



© Monika Stock



© Stadthospital Waid und Triemli



Wer schwer krank ist, soll seine Behandlung mitbestimmen und seine Werte und Wünsche darin einfließen lassen können. Ist die betroffene Person plötzlich urteilsunfähig, stehen das Behandlungsteam und die Angehörigen vor schwierigen Entscheidungen. Advance Care Planning (ACP), auf Deutsch etwa »vorausschauende Behandlungsplanung«, kann solche Situationen klären und zur Entlastung von allen Betroffenen führen. ACP ist ein Werkzeug für PatientInnen, mit dem die eigenen Erwartungen an die Behandlung eindeutig und verständlich schriftlich formuliert werden können. Im Gespräch mit einer Expertin wird eine Patientenverfügung »plus« festgehalten, eine Art erweiterte Patientenverfügung. Dank ihr können das Behandlungsteam und die Angehörigen den mutmaßlichen Willen der betroffenen Person genauer umsetzen.

Tanja Krones, Monika Obrist (Hg.) | *Wie ich behandelt werden will – Advance Care Planning* | 224 S. | Broschur | ISBN 978-3-906304-62-5 | Auch als E-Book erhältlich



© Tanja Krones



© Monika Obrist

rüffer & rub

Mehr Informationen unter: [www.ruefferundrub.ch](http://www.ruefferundrub.ch)